

Über Gewalt, Gewaltverzicht und unser Selbstbild

Ein Vortrag von Lukas Hartmann

Weiterbildungsveranstaltung der Stadt Bern am 19. Februar 2006
innerhalb der Vortragsreihe „Perspektivenwechsel“

Meine Damen und Herren,

was ist Gewalt, was betrachten Sie als Gewalt, wie und wo erleben Sie Gewalt? Die Antworten werden sehr unterschiedlich sein. Es kommt darauf an, wie eng oder wie weit wir die Grenzen des Gewaltbegriffs ziehen, ob wir nur die destruktive Seite der Gewalt einbeziehen oder auch die der Notwehr oder des Gewaltmonopols, das wir dem Staat und seinen demokratisch überwachten Institutionen überlassen. Bei körperlichen An- und Übergriffen werden wir uns schnell einigen können, bei verbalen, die Richtung Mobbing gehen, schon weniger, und am wenigsten bei dem, was seit den Siebziger Jahren, seit den Publikationen des Friedensforschers Johan Galtung, als „strukturelle Gewalt“ bezeichnet wird, als der Einfluss ungerechter oder krank machender Verhältnisse auf Menschen und ihre Psyche.

Und natürlich gibt es all die Zwischen- und Übergangsformen von Gewalt und aggressivem Verhalten, die vom Gesetz nicht geahndet werden.

Der Bus fahrende Jugendliche, der beim Aussteigen lachend einen Rentner zur Seite stösst - ist er schon gewalttätig oder erlaubt er sich einen Spass?

Die Polizisten, die einen Schwarzen am Bahnhof zu viert auf den Boden werfen - handeln sie gewaltsam, weil sie es müssen oder weil sie ihre Rollenmacht ausnützen?.

Der Autofahrer, der einem Fussgänger den Vortritt abschneidet - ist das ein Gewaltakt oder bloss eine Unvorsichtigkeit?

Können wir bei Virenattacken auf unsere PC-Systeme von Gewalt sprechen?

Die schlecht isolierte, krank machende Wohnung direkt an der Autobahn - haftet ihr etwas anonymisiert Gewaltsames an?

So unterschiedlich und widersprüchlich wie unsere Meinungen sind logischerweise auch die - wissenschaftlichen - Definitionen von Gewalt.

Die tauglichste, die ich gefunden habe, stammt aber nicht von einem Soziologen oder Pädagogen, sondern von Helmut Leitner, einem österreichischen Software-Spezialisten, der ein Initiative gegen Rassismus gegründet hat.

"Gewalt ist die Durchsetzung des eigenen Willens gegen die Interessen anderer (wobei Nachteile oder Schäden für andere in Kauf genommen werden). Gewalt ist das Gegenteil von sozialem Handeln..."

Wo bleibt da aber, werden Sie mit Recht fragen, der Aspekt der „notwendigen“ Gewalt, wo bleibt das Handeln im Auftrag des behördlichen Gewaltmonopols? Erstaunlich ist ja, dass wir „Gewalt“ mit Zerstörung assoziieren, andererseits von Gewaltenteilung in der Demokratie reden und dies durchaus positiv meinen. So leicht kommen wir dem Begriff nicht bei. Seine Herkunftsgeschichte geht auf das altdeutsche „walten“ zurück, und heisst im Wesentlichen: Macht ausüben. Die Überschneidungen zwischen Macht, Kraft und Gewalt sind uns allen klar; dies lässt aber die Konturen des Einzelbegriffs um so mehr verschwimmen.

Fragen wir doch Kinder. Acht- bis Zehnjährige werden auf die Frage, was Gewalt sei, mit grosser Wahrscheinlichkeit antworten:

„Gewalt ist, wenn mich jemand schlägt /ohrfeigt/angreift.“

Da ist alles Komplizierte und Komplexe weggelassen, der Begriff reduziert auf Schmerz, Erleiden und Angst. Und das trifft, behaupte ich, den Kern des Problems. So wie Kinder antworten instinktiv auch wir, antwortet unser kindliches Ich, wenn wir nicht lange überlegen. Kaum ein Kind sieht sich selbst als potenziellen Täter; kaum ein Kind sagt jemals: „Gewalt ist, wenn *ich* jemanden schlage.“ Und auch wir Erwachsenen sehen uns, wo es um Gewalt geht, zunächst als potenzielles Opfer, als jemand, dem Gewalt widerfährt oder widerfahren könnte.

Wir fürchten uns vor Randalierern, Hooligans, Autorasern, Terroristen, dealenden Ausländern; es sind immer die Anderen, die uns Angst einjagen: wir fürchten uns zuletzt und zu wenig vor uns selbst, auch wenn wir Grund dazu hätten.

Ich glaube, so ist es: „Gewalt“ nehmen wir dort am stärksten und grellsten wahr, wo sie uns in ihrer archaischen körperlichen Form begegnet: im Zweikampf, im Totschlag, im Überfall. Das weckt die heftigste Abwehr, aber es erzeugt zugleich - und das stimmt uns unbehaglich - die stärkste Faszination. Davon lebt ein guter Teil der heutigen Medien, denen Tötungsdelikte die Schlagzeilen liefern; aber es gab schon die Moritaten des Mittelalters, die Morde detailliert beschrieben, es gab die öffentlichen Hinrichtungen, zu denen die Massen strömten, und Augustinus schrieb in seinen Bekenntnissen über sich selbst als Zuschauer an einem Gladiatorenkampf: *„Sobald er das Blut sah, durchdrang ihn wilde Gier, er konnte sich nicht mehr abwenden, sondern war von dem Anblick wie gebannt [...], berauschte sich an grausamer Wollust.“*

„Wo immer Gewalt geschieht“, bemerkt der Soziologe Wolfgang Sofsky dazu, „ist der Zuschauer nicht weit.“

Wir sind Zuschauer, gewiss, wir werden - halb freiwillig, halb unfreiwillig - zu Voyeuren gemacht, die Welt, die sich auf dem Bildschirm spiegelt, ist oft genug bloss noch ein Zerrbild dessen, was Realität bedeutet; sie wird uns vorgeführt als Schauplatz dauernder Gewaltexzesse. Wir sind aber nicht nur schauernde Zuschauer, wir sind auch Bürger und Nachbarn, und wir fühlen uns bedroht vom Gewaltpotenzial in unserer Nähe, manchmal mit Recht, manchmal, weil sich unsere Wahrnehmung trübt und verfärbt durch Gewaltberichte. Und manchmal sind wir blind gegenüber der realen Gewalt. Mein Nachbar war der Mitternachtsmörder, den eine ganze Region gejagt hat. Auch ich hatte, wie viele Verunsicherte, im Schock das Bedürfnis, mich abzusichern, ich wollte, zu meiner eigenen Verblüffung, plötzlich mehr Sicherheit, ich wollte Polizeipatrouillen im Quartier, ich dachte nach über die Abschreckungskraft schärferer Strafen. Hätte dies dazu beigetragen, meinen Nachbarn, einen harmlos wirkenden, freundlichen jungen Mann, der seine dunklen Neigungen lange verbarg, an seinen Taten zu hindern?

In solchen Momenten grosser Verunsicherung merke ich, wie sehr auch ich dazu neigen kann, die Angst vor Gewalt mit einfachen Rezepten zu verjagen, wie richtig mir dann die alttestamentliche Formel Auge um Auge, Zahn um Zahn scheint:

Durchgreifen, verfolgen, verhaften, bestrafen.

Ich merke jeweils rasch, dass solche Rezepte zu simpel sind. Ich merke, dass der Mord, der mich erschreckt, ein Ausnahmeereignis ist, das mich nicht allein in Bann schlagen darf; ich merke dass es ja die viel geringfügigeren Gewaltakte des Alltags sind, die zahllosen verletzenden Übergriffe, Verhöhnungen, Diskriminierungen, die das Klima im öffentlichen Raum, auch am Arbeitsplatz prägen.

Und darum werde ich mich mit Ihnen frage, wie wir diesen Gewaltformen, die so viele verunsichern, vorbeugen können.

Davon später mehr.

Ursachen der Gewalt

Wer über Prävention nachdenkt, muss sich zunächst nicht nur mit der Definition, sondern auch mit den Ursachen der Gewalt beschäftigen. Bloss werden wir uns hier ebenso wenig einigen können wir bei der Definition von Gewalt.

Schlagen Jugendliche einen alten Mann oder einen andersfarbigen Fremden, zusammen, weil ihnen das ihr Stammhirn signalisiert, weil ihnen ein dumpfes Gefühl befiehlt, sich mit Kraftgebärden aufzuspielen, ihren eigenen Clan zu verteidigen? Weil sie zu wenig streng erzogen wurden? Oder weil sie sich in einer wattierten, mit allem ausgestatteten Überflussgesellschaft langweilen? Weil sie den Kick suchen, die Selbstbestätigung? Weil sie abgestumpft sind durch den Konsum unzähliger virtueller Gewaltszenen? Weil sie nie gelernt haben, sich in andere einzufühlen? Weil sie nie Initiationsriten durchlebt und durchlitten haben, die sie ihre Selbstverantwortung erkennen und akzeptieren liessen?

Die einen – wenn ich es zuspitze – richten den Fokus auf die Biologie, die Vererbung, die anderen auf die Gesellschaft, die Lebensumstände.

Die einen sagen, Gewaltanwendung habe mit dem evolutionären Programm zu tun, das im Homo sapiens ablaufe, wenn er sich bedroht fühle. Diesen Drang, aus berechtigter oder unberechtigter Angst das eigene Territorium zu verteidigen, müsse man mit legalisierter Gegengewalt einschränken, durch Erziehungsmassnahmen, Gesetze, Regeln, Sanktionen. Die anderen haben die Auffassung, Gewalt verstärke und zeige sich erst in einem gesellschaftlichen Umfeld, das sie begünstige. Die Argumentationskette nimmt dann etwa diesen Verlauf: In einer von Konkurrenz geprägten Gesellschaft gibt es weniger Solidarität. Je weniger solidarisch wir sind, desto mehr Vereinzelung gibt es, je mehr Vereinzelung desto weniger soziale Einbindung, je weniger soziale Einbindung desto mehr rücksichtslose Selbstbehauptung, die mit Aggressivität, Egoismus und mangelnder Einfühlung einhergeht. Also, so lautet die Folgerung, müssen wir Verhältnisse schaffen, die genau diese Entwicklung bremsen

Ich selbst neige zur Auffassung, dass beide Einflussbereiche sich in höchst komplexer Weise gegenseitig durchdringen und bedingen.

Beide Seiten haben logischerweise einen anderen Ansatz zu einer - aus ihrer Sicht - wirkungsvollen Prävention. Aber auf die Wichtigkeit einiger elementarer Regeln im Umgang mit anderen können (und sollten) werden wir uns doch meistens einigen können.

Bei solchen Sichtweisen neigen wir dazu – ich habe es am Anfang gesagt – , den eigenen aggressiven Anteil an Konflikten auszublenden, bildlich: den eigenen Schatten zu übersehen. Und wenn schon, dann ist unser Anteil geringer und entschuldbarer als der auf der anderen, der gegnerischen Seite, wenn wir sie so nennen wolle.

Theoretisch durchschauen wir dies als die Sandkasten-Mentalität von Kleinkindern: *Der andere hat angefangen*. Sie überlagert immer wieder unser Wissen, dass Systeme auf Wechselwirkung angelegt sind. In unserer Lebenspraxis allerdings haben wir – habe ich – immer wieder grosse Mühe, den eigenen Anteil am Konflikt, vielleicht auch: an dessen Eskalation zu erkennen.

Nehmen wir das Beispiel Mobbing am Arbeitsplatz, das Sie alle in irgendeiner Weise schon, als Betroffene im aktiven oder passiven Sinn - ich sage bewusst nicht : Opfer und Täter -, als vermeintlich unbeteiligter Zuschauer erlebt haben.

„Mobbing“, das wissen wir alle, ist ein Modebegriff, mit dem allzu schnell- und leichtfertig umgegangen werden kann. Die Verhaltensweisen, die der Begriff abdeckt, sind älter als er; sie reichen von wiederholtem Klatsch, dem Ausstreuen von Gerüchten bis zu systematischer Ausgrenzung und Demütigung Einzelner im Gruppenverband, bis zur Ausnützung hierarchischer Strukturen.

Neid, Hass und Eifersucht sind starke Triebkräfte, die uns dazu bringen können, jemandem - oft nur halb bewusst - , zu verunglimpfen; dazu gehört auch, innerhalb der Gruppe zu den Starken gehören zu wollen, die Schwächere brauchen, um sich stark zu fühlen. Was ist denn schon dabei, sich immer wieder verstohlen über die fleissige, aber schrullige Kollegin lustig zu machen, die so stark zwinkert und täglich ihren selbstgepressten Gemüsesaft mit ins Büro bringt? Warum sollte es ihr weh tun, ihr ein Verhältnis mit dem rundlichen Magaziner anzudichten? Ohne Klatsch und Tratsch ist das Büroleben ohne Würze; und was da herumschwirrt, ist ja gar nicht wirklich ernst gemeint. Ernst wird es vielleicht dann, wenn wir dafür sorgen, dass der Chef sich Gedanken über die vielen Migräne-Absenzen der fleissigen Kollegin macht und sich überlegt, ob er eine so fragile Person in die nächste Gehaltsklasse befördern soll. Auch dann ist es noch nicht eigentliches systematisches Mobbing, aber eine Vorform davon; die Grenzen sind fließend.

Wie können wir Gewalt bekämpfen und wie beugen wir ihr vor?

Ich hatte vor ein paar Jahren die Aufgabe, an einem Gymnasium verschiedene Fälle von Mobbing in Form eines Briefwechsels mit allen Beteiligten aufzuarbeiten. Eine junge Frau, die in eine lebensbedrohliche Magersucht hineingeraten war, beschrieb eindrücklich, wie das Verhalten einer tonangebenden Gruppe in der Klasse sie in eine immer grössere Einsamkeit hineingetrieben hatte. Sie galt als Streberin, das

Schlimmste, was heutzutage in einer coolen Gruppe jemandem vorgeworfen wird. Ihr Rückzug galt als Arroganz. Man schnitt sie, streute verächtliche Bemerkungen über sie aus, man lud sie nicht zu Partys ein. Nichts wurde offen ausgetragen; alles blieb unter dem Deckel. Es ging so weit, dass die junge Frau an Suizid dachte. Natürlich war bei ihr schon eine depressive Disposition vorhanden; natürlich gab es in ihrer eigenen Biographie Ereignisse, die für ihre Dünnhäutigkeit mitverantwortlich waren. Aber sie erlebte das Verhalten der Klasse als pure nicht-körperliche Gewalt, der sie hilflos ausgesetzt war; dass auch sie selbst einen Anteil an dieser Gewaltdynamik hatte, blieb ihr verborgen; sie sah sich ganz und gar als Opfer. Umgekehrt hatten die Mitbeteiligten zunächst überhaupt kein Verständnis dafür, dass ihr Verhalten, dass aus ihrer Sicht doch bloss eine angemessene Reaktion auf Arroganz und Überheblichkeit war, so viel Verzweiflung bewirkte. *Di isch doch säuber tschuld.* Beide Seiten mussten mühsam lernen, das Zusammenspiel der Kräfte zu durchschauen, ihr eigenes Verhalten aus der Perspektive des Anderen wahrzunehmen, das heisst auch: den Perspektivenwechsel einzuüben. Ich selbst lernte erneut dabei, erstens: in was für subtilen Formen sich Gewalt äussern kann, zweitens: wie schwierig es ist, sich wirklich in andere einzufühlen, vor allem, wenn es darum geht, die eigene Mittäterschaft zu akzeptieren. Ich lernte aber auch, dass der Perspektivenwechsel in diesem Sinn befreiend sein kann, dass er Verkrustungen aufweicht, Verkrampfungen löst, die „andere Seite“ zugänglicher macht.

Ich glaube, wir müssen einander in solchen Fällen zugestehen, die Schwierigkeiten mitverursacht zu haben. Das erlaubt, vom Opfer-Täter-Schema, von einseitigen Schuldzuweisungen Abstand zu nehmen - und vielleicht: etwas am eigenen Verhalten zu verändern.

Noch einmal, auf einer anderen Ebene: Ich plädiere dafür, dass wir selbst versuchen, immer wieder unsere Projektionen zurückzunehmen, unsere Vorurteile, unsere Triebkräfte zu durchschauen. Das ist ein sehr persönlicher Schritt in die Prävention. Er schliesst mit ein, dass ich auch meine eigenen Gewaltmöglichkeiten richtig einschätze und fähig bin, sie zu kontrollieren. Dies zu tun, ermöglicht nach meiner Erfahrung immer wieder, bewusst auf Gewalt – in welcher Form auch immer – zu verzichten. Gewaltverzicht signalisiert eine Absicht; sie bedeutet, sofern dies möglich ist, einen Pakt mit dem Du, meinem Gegenüber, abzuschliessen, den potenziellen Gegner nach Möglichkeit zum Partner zu machen, der unvollkommen und fehlerhaft ist wie ich, der aber das gleiche will: geachtet werden - und dies innerhalb der geltenden Regeln. *Ächte die Gewalt, achte die Person.*

Die erklärte Absicht, auf Gewalt zu verzichten, heisst aber nicht, sie von meinem Gegenüber zu dulden. Wo die Absicht - bei der Parkplatzsuche, im Sportstadion oder eben: am Arbeitsplatz - fehlschlägt, wo kein Pakt zustande kommt, muss ich mich entscheiden, ob ich zurückweichen, ob ich mich einmischen, ob ich Hilfe suchen soll.

Ich habe, wie Sie vielleicht wissen, an der „Berner Erklärung“ mitgearbeitet, die versucht, die Gewalt im öffentlichen Raum - Rassismus, Diskriminierungen, Vandalismus - zu thematisieren, und damit spanne ich den Bogen noch einmal weiter.. Gegen diese Gewaltformen entschlossen vorzugehen, nötigt uns Zivilcourage ab, sie fordert uns ab, hinzuschauen statt wegzuschauen, notfalls einzugreifen, dabei aber die Vernunft nicht einfach auszuschalten.

Ein Satz aus der Berner Erklärung lautet: *Wenn ich Zeuge von Misshandlungen und Gewalttaten werde, dann sage ich: Halt! Aber ich greife nicht kopflos ein, sondern suche Verbündete und hole mir Hilfe.*

Diese Entschlossenheit, Halt zuzusagen, soll uns aber auch nicht zu misstrauischen Kontrolleuren und Denunzianten machen, die, in der trügerischen Meinung, ohnehin „besser“ zu sein, die Anderen, bloss weil sie anders sind, überwachen und verdächtigen.

Meine Vision ist nicht neu. Ich wünsche mir den verantwortungsbewusste Citoyen, dessen Freiheit, so wie es Hannah Arendt formuliert hat, dort seine Grenzen hat, wo die Freiheit des Anderen beginnt. „Verantwortung“ in diesem Zusammenhang bedeutet Anteilnahme über das eigene Ego hinaus; sie bedeutet die Fähigkeit, den Wert des Andersdenkenden, des Anderslebenden zu anerkennen.

Das ist mehr als Toleranz, mit der wir auch nur Gleichgültigkeit, das Nicht-Hinschauenwollen bemänteln können.

Wir brauchen in der Berner Erklärung bewusst das Wort „Respekt“, das quer durch viele Mentalitäten und Sprachen hindurch verstanden wird. „Respekt“ – gleichzusetzen mit „Achtung“ – ist aktiver, bewusster als „Toleranz“; es ist nicht nur verbunden mit Gewährenlassen, sondern mit der Einsicht, dass der Andere zur Vielgestaltigkeit des Lebens beiträgt.

Diese Einsicht wünsche ich uns allen auch in schwierigen Situationen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.